

Diakonisches Wohnmodell und Lebensgemeinschaften in Riehen

Thomas und Irene Widmer-Huber haben sich als Co-Leiter der Hausgemeinschaft «Ensemble» im Moosrain vom Gedankengut Jean Vaniers inspirieren lassen.

Brigitte Eggmann

Der Moosrain, ein neunzigjähriges Heimatstilhaus in Riehen bei Basel, früher «Pflegeanstalt für Alte und Gebrechliche», ist damit zu einem neuzeitlichen, heilsamen Lebensraum für Singles, Ehepaare und Familien geworden – zu einem Ort der Begegnung mit Gott und mit Menschen,

21. Jahrhundert dem ursprünglichen Anliegen der Schwestern entsprechen: «Es soll ein Haus der Barmherzigkeit sein.» Nach einer Zeit finanzieller und konzeptueller Überlegungen übernimmt die Lebensgemeinschaft Moosrain, seit Januar 2010 als Verein formiert, das Gebäude im Baurecht und baut es während zwei Jahren um in ein Mehrfamilienhaus mit

elf Wohnungen, zwei Studios und Gemeinschaftsräumen. Das gesamte Haus ist rollstuhlgängig, einzelne Wohnungen sind behindertengerecht eingerichtet. Zurzeit sind in den sechs diakonischen Hausgemeinschaften

der «Offenen Tür» und im Gemeinschaftshaus Moosrain über siebzig Personen miteinander unterwegs, darunter zehn Menschen mit psychischen Einschränkungen, die individuell begleitet werden.

Weder Starke noch Schwache

Das Besondere an den Riehener Hausgemeinschaften besteht darin, dass hier Menschen mit Einschränkungen nicht wie in einem klassi-

schen Heim – abgesondert von der Gesellschaft – unter sich leben, sondern in eine stabile Gemeinschaft integriert sind, die geprägt ist von Menschen, die freiwillig gemeinschaftlich leben und ganz normal in Ausbildung und Beruf stehen. Die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner mit Wohnbegleitung schätzen es, mit mehrheitlich gesunden Menschen zusammenzuleben. Denn «die künstlichen Grenzen zwischen «behinderten» und «gesunden» Menschen werden in einem positiven Sinn verwischt und verlieren an Bedeutung», sagt Thomas Widmer-Huber. Die Begleiteten sind vollwertige Glieder der Gemeinschaft und gewinnen neues Selbstvertrauen, weil sie integriert sind und mit ihren Begabungen einen Beitrag zur Gemeinschaft leisten können. Dank solcher Erfahrungen verliert eine Diagnose an Bedeutung, wie zum Beispiel für den 45-jährigen E. W.: «Ich habe zahlreiche Aufenthalte in einer psychiatrischen Klinik und in Therapie-Institutionen hinter mir. Hier in der Gemeinschaft «Ensemble» habe ich einen Nährboden für meine Entwicklung gefunden. In den letzten sieben Jahren habe ich erlebt, wie die «Schwächeren» und «Stärkeren» zusammenrücken: Gemeinschaft von Mensch zu Mensch – meine Diagnose verblasst.»

wo auch einzelne Personen mit psychischen und physischen Leiden integriert leben. Der Grundstein zur neuen Nutzung des Hauses wird im Januar 2005 gelegt. Damals sucht die Kommunität Diakonissenhaus Riehen zusammen mit Freundinnen und Freunden nach einer neuen Nutzungsmöglichkeit für das Gebäude, das nach knapp fünfzehn Jahren als Asylbewerberzentrum geschlossen wird. Denn es soll auch im



Nicht nur das integrative Wohnmodell, sondern auch der Umbauprozess beinhaltet ein sozialdiakonisches Element: Der Bauführer Peter Gysin und der Küchenbauer und Arbeitsagoge Daniel Schaffner konnten in eine stabile und erprobte Baugruppe Menschen integrieren, die auf dem offenen Arbeitsmarkt schwer bestehen könnten. Denn ein «geschütztes Umfeld und ein Bauteam mit Erfahrung im sozialen Bereich

können verschiedensten Menschen die Möglichkeit geben, Neues zu lernen und zu festigen», meint Peter Gysin.

Thomas Widmer-Huber: «Meine Frau und ich haben Jean Vaniers Buch ›In Gemeinschaft leben‹ (s. Seite 29) vor über zehn Jahren mit viel Gewinn gelesen. Der Klassiker hat uns beim Aufbau unserer Gemeinschaften in Riehen sehr ermutigt.»

Weitere Informationen

- www.offenetuer.ch
- www.moosrain.net

Buchtipps

- Eichler, Astrid; Widmer-Huber, Thomas und Irene: *Es gibt Anderes. Gemeinschaftliches Leben für Singles und Familien*. Witten: SCM R. Brockhaus Verlag/Bundesverlag, Edition Aufatmen 2010, ISBN 978-3-417-26347-3.



Beziehungsweise | Sabine Fürbringer

Barmherzigkeit für Kamele

Wir spazierten am Hafen entlang, es war ein Tagesausflug im Sommerurlaub, wir genossen die Wärme, das goldene Sonnenlicht und die umwerfende Schönheit der Stadt: St. Tropez. Im Hafen verankert lagen sie, all die Luxusjachten der Reichen und Schönen dieser Welt. Privatjachten, so gross wie ein Bodensee-Passagierdampfer! Streng bewacht von stämmigen, ohrstöpseltragenden, ernst blickenden Männern. Bevölkert von ganzen Crews in einheitlicher Kleidung. Dazwischen ab und zu ein Bewohner einer dieser schwimmenden Villen. Von einem der Boote stöckelten vier schrill gekleidete Fotomodells herunter, um vor den malerischen Hausfassaden, auf der Hafenmauer oder in einem Strassencafé für ihre Shootings zu posieren. Es war eine andere Welt. Wir diskutierten als Familie über Reichtum, wo er herkommt und was er mit den Menschen macht. Da war einerseits

Bewunderung und Faszination, aber auch Misstrauen und die Frage, was sich wirklich hinter dem Schein verbirgt. Hier tummelten sich nicht einfach nur reiche Menschen, hier machten die Superreichen dieser Welt Ferien.

In diesen Cocktail von Beobachtungen, Gedanken, Gesprächen und Gefühlsregungen stellte mein Mann nach einiger Zeit die Frage: «Was denkt eigentlich Jesus über diese Menschen?» Die Frage war nicht gedacht als Ausgangspunkt für eine theologische Debatte, sondern vielmehr als Aufforderung, auf den Heiligen Geist in uns zu hören, der ja mitten in dieser Atmosphäre mit uns anwesend war.

In meinen Gedanken war augenblicklich die Bibelstelle vom Kamel und dem Nadelöhr präsent. Allerdings hatte sie eine neue Färbung. Bislang interpretierte ich diese Stelle immer etwas verurteilend. Doch jetzt empfand ich Gottes Schmerz über

seine nicht wahrgenommene Barmherzigkeit. Er sieht diese Menschen, ihre Verlorenheit, und seine Sehnsucht nach ihnen ist ungebremst. Doch da gibt es in ihrem Leben zu viel Ballast, der sie einnebelt. Sie sind so satt, vergnügt, zugehörnt, mit Gütern und Möglichkeiten überschüttet. Sie merken gar nicht, dass sie am wahren Leben vorbeijagen.

Gott ist barmherzig, sogar dann, wenn Menschen nicht nach ihm fragen. Er sieht tiefer, und sein Herz sehnt sich danach, Sünden zu vergeben und zu den wahren Bedürfnissen durchzudringen. Sein nicht erwidertes Erbarmen schmerzt ihn. Offenbar fällt es den Geschundenen, Armen, Leidenden leichter, auf Gottes Barmherzigkeit zu reagieren und seine Hilfe zu empfangen. Doch Gott wäre nicht Gott, wenn er hier aufgeben würde. Selbst angesichts der Unmöglichkeit für ein Kamel, durch ein Nadelöhr zu kommen, sagt seine Barmherzigkeit: Bei Gott aber sind alle Dinge möglich!



Sabine Fürbringer ist Psychologin sowie Familienfrau und arbeitet bei Campus für Christus als Referentin, Autorin und Beraterin.